

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 4

Artikel: Kunst für's Volk
Autor: Hängi, Rud.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bare kann ein freudiger Mensch sein. Während in dem Haus des Vogtes Hummel die Eltern bei Stunden in ihrer Stube vor dem Kinde Böses reden konnten von Leuten, deren Guttaten auf ihrem Tische standen, bis die Seele des Kindes vergiftet war von Lieblosigkeit, Undank und anmaßlichem Wesen, läßt Gertrud ihre Kinder hineinschauen in ihr Herz, das voller Dankbarkeit ist gegen den Arbeitgeber des Vaters und gegen den Lehrer der Kinder. Eltern können die Seelen der Kinder verfinstern mit ihrem unlauteren Empfinden und bösen Reden, sie können aber auch die Seelen der Kinder erhellen, empfänglich machen für alles Schöne, Edle und Reine. Was die Eltern den Kindern vorleben, das wacht auch im Kinde auf. „Betet alle Tage für Arner, der dem Vater Arbeit gegeben hat, der uns aus der Not geholfen hat,“ sagt die Mutter zu ihren Kindern. Kein Wunder, daß es Lienhards Heierli ganz von selbst in den Sinn kommt, wie Arner eines Tages in die Stube tritt, ihm zu danken für die neuen Bagen, die er unlängst der Mutter geschenkt für die Kinder.

Trotz der vielerlei Not hat Gertrud eine lichte, frohe, dankbare Seele bewahrt, und was an tiefer Lebensweisheit in ihr aufgeleuchtet ist, sucht sie ihren Kindern mitzugeben ins Leben. „Gott gibt Kraft, es zu tun, und bildet den Menschen durch die Not und die vielen Leiden zu der großen Überwindung,“ so redet sie mit den Kindern in einer stillen Weihestunde. „Gott hilft im Verborgenen und gibt Stärke, zu tragen und auszuhalten, was un-

glaublich scheint. Wenn's dann durchgestritten und das gute Gewissen bewahrt ist, dann ist dem Menschen himmelwohl, weit besser als allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens.“ So ist Gertrud und ihren Kindern wohl bei wenigem, und wenn sie mehr haben, sind sie genügsam. Arbeit ist in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen; das ist der Teil ihres Lebens. Mit dankbarer Freude genießen sie das ihrige und begehren das nicht, was ihren Nächsten ist.

Größer als alle Schönheit der Erde ist die Menschlichkeit, die uns in einer solchen Mutter entgegentritt. Alles Leid verarbeitet Gertrud und jedes ungute Empfinden überwindet sie, damit ihre reine, frohe Seele die Kinder bilde. Wie wohl der Vogt die Trunksucht ihres Mannes und die Armut ihrer Familie verschuldet hatte, läßt sie keine Rachsucht, keine Schadenfreude aufkommen in ihrem und der Kinder Herzen, wie der Vogt seinen Richter gefunden hat. Das ganze Volk, jung und alt ist spottend und lärmend unterwegs, wie der Vogt den nächtlich versehten Markstein wieder an Ort und Stelle bringen muß. Nur vor Lienhards Haus sah man keinen Menschen, keine Türe und kein Fenster war offen. „Es geht mir zu Herzen,“ sagt Pestalozzi, „wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reift, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelkt.“

(Schluß folgt.)

Kunst für's Volk.

Von Rud. Hägni.

Immer wieder, von Zeit zu Zeit, pflegt dieser Heerruf irgendwo aufzutauchen, z. B. wenn man vor einer derart eigenwilligen Neuerscheinung steht, daß man zunächst mit ihr nichts Rechtes anzufangen weiß, oder auch — ja mit Recht — wenn die Kunst in Spielereien, ins Experimentieren, in Spitzfindigkeiten, ins Artistentum auszuarten droht. Wollte man unter diesem Heerruf vor allem die Forderung begreifen, daß sich das Volk — unter „Volk“ wollen wir in der Demokratie ganz einfach alle Laien, alle Nicht-Fachleute verstehen — jederzeit den Weg zur Kunst als einer Quelle des edelsten Genusses und reinsten Erhebung offen halten müsse, so könnte dieses Lösungswort nichts an-

deres als Segen zeitigen; zum Fluche aber für die Künstler und die Genießenden wird es, sobald man, wie das bisher leider immer wieder geschah, daraus die Forderung an die Künstler ableiten will, daß sie bei ihrem Schaffen sich bewußt die Art „der Allgemeinheit“, die Dinge zu sehen und zu beurteilen, zum Vorbild nehmen müßten. Diese Forderung, in die Tat umgesetzt, würde über kurz oder lang zum vollständigen Ruin der Kunst führen. Dabei liegt es uns natürlich ferne, all das Verstiegene, Gefälschte und Verzerrte, das sich zuweilen als Kunst ausgibt, jede bewußte Abkehr vom Allgemeinempfinden schlechtweg in Schutz zu nehmen; aber dem berufenen Künstler müssen wir

bedingungslos das Recht zugestehen, ganz so zu schaffen, wie sein Genius, sein Gott ihn heißt, unbekümmert darum, ob er es damit der Welt zu Dank mache oder nicht. Es gibt für den Künstler nur eine Instanz, der er sich bedingungslos unterwerfen muß: seinem künstlerischen Gewissen. Nicht von außen, von innen werden dem Künstler die Wege gewiesen, denen er zu folgen hat in seinem Schaffen.

Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen“, sagt Gottfried Keller; das Wort gilt auch für den Künstler. Der Künstler, der etwas Vollwertiges, Eigenartiges schaffen will, muß ganz auf sich selbst gestellt sein, nur aus den Kräften seines seelischen und sinnlichen Seins darf er sein Werk aufbauen. Selbstverständlich hat auch das Können und Wissen der Vergangenheit und der Gegenwart daran Anteil, aber nur insoweit, als es sich mit dem Wesen des Künstlers zu einem Ganzen verschmolzen hat, das nun von innen heraus sich auswirkt, schöpferisch wird. Dabei wird es sich von selbst ergeben, daß die Werke des einen Künstlers dem Allgemein-Empfinden, wenn man so sagen darf, näher stehen, dem „Volke“ schneller eingehen als die Kunst eines andern, ohne daß daraus ein Werturteil abgeleitet werden dürfte. Wenn man nur ein bißchen mehr aus der Geschichte zu lernen verstünde, würden die leichtfertigen, rasch hingeworfenen Verdammungsurteile über Neuerscheinungen von selbst verschwinden. Man würde sich dann jeweilen bei der Beurteilung von uns zunächst fremd berührenden Werken daran erinnern, daß auch Schöpfungen, die heute unser aller Entzücken bilden, einst von den Zeitgenossen abgelehnt, ja verlacht wurden. Wer kann z. B. heute — aus dem Empfinden der Gegenwart heraus — das Kesseltreiben noch verstehen, das einst gegen Böcklins Kunst sich richtete, oder wer versteht noch, daß einem Mozart zu Lebzeiten billige italienische Salonmusik vorgezogen wurde, oder daß ein Beethoven Mühe hatte, sich durchzusetzen? Ja sogar ein, wie man meinen könnte, dem Volksempfinden so nahe stehender, heute so „sanft“ berührender, innerlicher Künstler wie Hans Thoma, der Maler, wirkte einst als Revolutionär, wurde heftig bekämpft und verunglimpft, weil er seine eigene Art für wertvoll genug hielt, sie seinen Schöpfungen zugrunde zu legen. Oder in der Zeit der deutschen Klassiker waren nicht etwa Schiller und Goethe die am meisten gelesenen und bewunderten Dich-

ter, sondern Sterne dritter und vierter Größe standen in der allgemeinen Wertschätzung oben an, ein Kokebue, ein Liede, ein Tffland!

Trotzdem begehen Fachleute und Laien, wenn eigentwillige Neuerscheinungen auf dem Boden der Kunst auftauchen, immer wieder denselben Fehler, statt bescheiden zu bekennen: die Sache ist mir noch zu neu, berührt mich noch zu fremd, ich muß erst Distanz dazu gewinnen, mich hineinleben, mich an die neue Zeichensprache gewöhnen, statt dessen wir uns zu Urteilen hinreißen, die entweder überhaupt nur Zufallsurteile darstellen oder aber an einem ganz falschen Maßstab orientiert sind: nämlich an dem bereits Vorhandenen, während doch der Maßstab zur Beurteilung einer Kunstschöpfung allein aus dem zur Diskussion stehenden Werke selber genommen werden darf: „Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!“

Immer wieder sind bedeutende Künstler verkannt und in die Rolle des Märtyrers hineingedrängt worden, weil man sie, statt an sich selber, an Andern gemessen und auf Grund unzulässiger Vergleiche abgelehnt hat. Statt sie vorbehaltlos auf sich einwirken zu lassen, hat man sie historisch betrachtet, so wenig Zutrauen glaubte man — mit Recht oder Unrecht — dem eigenen natürlichen Empfinden entgegen bringen zu dürfen.

„Alles Neue ist zuerst unmöglich.“ Je stärker eine Künstlerpersönlichkeit, umso eigenwilliger und neuartiger ihre Werke! Und dieses Subjektiv-Bedingte gerade macht die eigentliche Bedeutung des Künstlers aus: die Welt anders, tiefer zu sehen und lebendiger zu erleben und zu gestalten, als der Durchschnittsmensch, sonst wäre ja auch er nur Einer von Tausenden und hätte uns nichts Neues zu sagen. Dabei denke ich — unnötig zu sagen! — natürlich nur an die wirklich berufenen, aus innerer Notwendigkeit originellen Künstler, nicht an jene Artisten und Tausendsassa, die mit Farben und Formen, die sie äußerlich-virtuos handhaben, Blendwerk treiben — mit äußerlichem Prunk über die innere Leere hinweg täuschen wollen.

Dem geborenen Künstler eignen feinere Sinne und eine leichter ansprechende, empfänglichere Seele als dem Durchschnittsmenschen. Darum empfängt und erleidet er oft entscheidende Eindrücke, wo der Durchschnittsmensch achtlos vorüber geht. Darum wird er oft von Gedanken und Gefühlen, von Problemen bis in

die Tiefen erschüttert, die den Durchschnittsmenschen nur obenhin berühren. Darum erleidet er Eindrücke, und gewinnt Einblicke, wo erst in der Zukunft dem Durchschnittsmenschen Einsichten erblühen. Darum verstehen in der Regel nicht die Zeitgenossen den bedeutenden Künstler am besten, sondern die Menschen, die nachher kommen. Der Durchschnittsmensch wird sich nur allmählich der Veränderungen im Weltbild, in der Einstellung zur Natur, im gesellschaftlichen oder staatlichen Organismus bewußt. Er braucht Führer, die ihm hierfür die Augen aufstun, ihn zu ihren Erlebnissen und Einsichten hinführen. Das sind die Künstler und die großen Gelehrten, die stets etwas vom Künstler, von seiner Kombinationsgabe, Phantasie, Gestaltungskraft und Empfänglichkeit in sich haben.

Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß ausnahmsweise auch Künstler, die Bedeutendes zu sagen hatten, verhältnismäßig rasch in das Bewußtsein des Volkes eingingen — rascher als andere, die aus diesem Grunde allein nicht wertvoller zu sein brauchen — sei es, daß sie in einer kulturell hochstehenden Epoche lebten, oder weil sie sich vorwiegend bekannter Formen bedienten, sie vertiefend, mit reichem Leben füllend. In der Regel werden Künstler, deren Art vornehmlich auf das Innige, Harte, Anmutige geht, rascher erfaßt als diejenigen, die auf Monumentalität zielen. Wenn wir nur um ein wenig ehrlicher sein wollten gegen uns selbst, als es tatsächlich der Fall zu sein pflegt, so würde uns diese Tatsache ohne weiteres einleuchten. Wir würden dann gestehen, daß wir Durchschnittsmenschen im allgemeinen eben im kleinbürgerlichen Dasein wurzeln, nicht wie der große, hienieden heimatlose Künstler in der Welt des Ungewöhnlichen. Wir würden dann einräumen, daß wir in der großen Mehrzahl in der behaglichen Nestwärme einer gesicherten, wohltemperierten bürgerlichen Existenz uns wohler fühlen als in der eisigklaren Luft heroischer, das kleine Sein revolutionierender Gedanken und Gefühle. Wir würden dann offen gestehen, daß wir uns von überragender Größe leicht bedroht, beunruhigt fühlen in unserer bürgerlichen Ordnung und Sicherheit. Wie leicht geschieht es uns immer wieder, daß wir das wirkliche Große verkennen, das Kleine für das Große nehmen, weil unser Blick befangen, von Hause aus nicht auf das Große eingestellt

ist. Wollten wir nun aber einen Künstler, den sein Dämon zwingt, das Höchste zu wagen, auf unsern Maßstab festlegen, so ginge ja gerade sein Bestes verloren, dasjenige, was ihn über die Andern weit hinaushebt und eine wirkliche Bereicherung unseres Lebens bedeutet, neue Erlebensmöglichkeiten eröffnet, den Blick von dem Kleinen weg auf das Große, Dauernde, ewig Gültige, hinlenkt.

Es ist merkwürdig: in Fragen der Moral und der Lebensführung geben wir ohne weiteres zu, daß man, um höher zu steigen, einem Ideal nachstreben müsse, das völlig zu erreichen uns wohl ewig verwahrt sein werde; warum aber sollte dieser Grundsatz nicht auch in der Kunsterziehung und beim Kunstgenuß Geltung besitzen? Wie könnte uns eine Kunst über uns hinausheben und uns wirklich bereichern, wenn sie uns nicht vor neue Aufgaben stellte?

Ich höre den Einwurf: Aber die Kunst ist doch zum Genießen da, Kunstschöpfungen sollten nicht ergrübelt werden müssen! Das Wort ist nur teilweise richtig. Auch in der Kunst fängt der Genuß erst an, wenn gewisse Bedingungen dafür erfüllt sind: einmal müssen wir uns in der entsprechenden Formensprache etwas auskennen. Das kann man lernen. Dann aber gehört vor allem eine empfängliche Seele dazu. Die muß man haben, sonst hört der Kunstgenuß auf. Der Künstler ist nicht immer dafür zu belangen, wenn uns seine Schöpfungen kalt lassen. Der Fehler liegt eben so häufig oder weit häufiger bei uns selber — in der Dumpfheit unserer Sinne und der Stumpfheit unserer Seele. Und dann verhält es sich überhaupt mit dem Kunstgenuß, wie mit dem Bergsteigen: man ist erst voll genüßfähig, wenn man nicht mehr wegen jeder kleinen Anstrengung ermüdet, wenn man die Anfänge hinter sich gebracht hat. Auf die Kunst angewendet: Wenn man mit den Form-Problemen, den Fragestellungen einigermaßen vertraut ist. Die Vertrautheit erwirbt man sich, wenn die andern Bedingungen erfüllt sind, durch das Studium, durch Übung im Betrachten von Kunstwerken. Aber jede bedeutende Neuerscheinung erfordert immer wieder neue Arbeit, neue Einstellung, neues Sichhineinversenken und Überdenken, denn jedes Kunstwerk ist einmalig und wird immer nur von seinem eigenen Zentrum aus erlebt und erfaßt.

Nach dem Gesagten sollte die Frage nun,

um die es uns bei diesen Ausführungen in erster Linie zu tun war, nicht mehr schwer zu beantworten sein, die Frage nämlich, wer es mit dem Volke besser meine: Derjenige, der da fordert, daß der Künstler zu ihm herabsteige,

mit den „Gewöhnlichen“ ein Gewöhnlicher werde, oder derjenige, der verlangt, daß das Volk zum Künstler sich emporringe. Und danach allein sollte der Heerruf: Kunst fürs Volk! gedeutet werden. Rudolf Hägni.

Allerlei Vergnügliches.

Lady Brown. Als König Karl II. von England sich einmal in einer besonders lebenslustigen Stimmung befand, geschah es, wie in der „N. B. Ztg.“ erzählt wird, daß ein braver Handelsmann namens Brown ihm zwischen die Finger geriet. Da der König gerade keine goldene Kette oder ein kostbares Schwert bei sich hatte, und da er nun einmal entschlossen war, Brown eine Gnade zu erweisen, so mußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er diesen kurzentschlossen in den Adelsstand erhob. Als Sir John verließ der bisherige John die königliche Gegenwart.

Erst als der König sich am andern Morgen die Augen rieb, vergegenwärtigte er sich, was er getan hatte. Und der Hofstaat, der königliche Mißgriffe sonst so gern beschönigt, erwies sich hier, wo eine Entwertung seiner eigenen Würden drohte, als hart und unduldsam. Dem König blieb deshalb nichts anderes übrig, als den neuen Ritter vor sein Angesicht zu befehlen und es ihm taktvoll nahezu legen, auf die unverdiente Würde zu verzichten. Brown, der sich sagen mochte, daß der König ein Einlenken nicht unbelohnt lassen würde, erwies sich nicht als halsstarrig. Und Karl II. atmete schon erleichtert auf, als die schüchterne Frage John Browns an sein Ohr tönte: „Aber haben Eure Majestät schon an die formidablen Schwierigkeiten der Lady Brown gedacht?“ An diese Schwierigkeit hatte der König nicht gedacht, und sie erwies sich auch als so formidabel, daß das Entdelungsverfahren an ihr scheiterte.

Vor-Conéismus. Es war in den achtziger Jahren. Mein Bruder hatte unlängst seine Praxis als Arzt in Warau aufgenommen, als er abends zu einem schwerkranken Bauern ins Nachbardorf gerufen wurde. Er beobachtete

diesen eine Zeitlang, klopfte ihm die Brust ab, fragte die Frau in allen Richtungen über das Befinden und Verhalten des Patienten aus und stellte endlich eine Brustfellentzündung fest. Zwischen hinein steckte er ihm ein Thermometer in die linke Achselhöhle, um das Fieber zu messen.

„Das tut wohl,“ bemerkte der Bauer und lächelte den Arzt dankbar an.

„Ja, Ja,“ meinte dieser, „es wird schon besser, glaubt mir's nur!“

„So, so, besonnsdenn, se wei mer's gloube.“

„Ja, besonders die Mixture, wird gute Wirkung thun,“ bemerkte der Arzt. Dann aber erinnerte sich mein Bruder, daß er zu bestimmter Zeit einen Vortrag im Marauer Samariterverein zu halten habe, verschrieb dem Patienten noch rasch eine Mixture und verabschiedete sich eiligst, ohne das Thermometer wieder an sich zu nehmen.

Am andern Morgen galt sein erster Besuch dem neuen Patienten auf dem Lande. Er fand ihn merkwürdig munter, und die Bäurin bestätigte, daß er eine ruhige Nacht gehabt habe.

„So,“ sagte mein Bruder, „es geht also besser! Ja, ja, die Mirtur wirkt manchmal Wunder.“

„Nei, nei, Herr Doktor, nid d'Mixtur“, unterbrach ihn die Bäuerin lebhaft, „die het er ja nid chönne bhaute; het sie gad ume müesse usegä. Aber das Rührli da, wo dr ihm is Achselloch gsteckt heit, das het ihm gar grüefeli wohl ta.“

R. L.

„Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer
zurückkehrt!

Frieden zu rauben ist leicht,
Wiedergugeben, so schwer!"

Redaktion: Dr. A. B. Höglin, Zürich, Mshstr. 70. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unberlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.

Anfertigungspreise für schweiz. Anzeigen: $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 180.—, $\frac{1}{2}$ Seite Fr. 90.—, $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 45.—, $\frac{1}{8}$ Seite Fr. 22.50, $\frac{1}{16}$ Seite Fr. 11.25
 für ausländ. Ursprungs: $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 200.—, $\frac{1}{2}$ Seite Fr. 100.—, $\frac{1}{4}$ Seite Fr. 50.—, $\frac{1}{8}$ Seite Fr. 25.—, $\frac{1}{16}$ Seite Fr. 12.50

Meinige Anzeigenannahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich, Basel, Aarau, Bern, Biel, Glarus, Schaffhausen, Solothurn, St. Gallen.